Aufstand um alles gekommen sind, vorhanden sind, so stellt das schon ein Kapital von 1 600 000 ℳ dar, also mehr als drei Viertel der vom Reichstage bewilligten 2 Millionen. Es würden also als verfügbar für Darlehen, die Geschädigten, aber nicht Bedürftigen gewährt werden sollen, nur 400 000 ℳ übrig bleiben, eine Summe, die durchaus unzureichend ist und in gar keinem Verhältnis zu dem verursachten Schaden steht.

Eine dritte Kategorie, die man anscheinend ganz vergessen hat, sind die Witwen und Waisen der Siedler, die entweder von den Hereros ermordet worden sind oder sich mit der Waffe in der Hand in aufopferungsvoller Weise in den Dienst des Vaterlandes stellten und auf dem Felde der Ehre gefallen sind. Was sollen denn diese den Ernährers Beraubten an Entschädigung oder Hülfeleistung erhalten? Was soll dem zustehen, der sich oder zum Krüppel geworden ist infolge der Anstrengungen des Feldzuges? Es wird also als Hülfeleistung an Bedürftige, wenn man wirklich Hülfe bringen will, mehr als drei Viertel der 2 Millionen aufgebraucht werden. Man verlangt doch etwas ganz Unmögliches, wenn man annimmt, daß mit dieser Summe ein Schaden wieder gut gemacht werden soll, der vom Gouvernement selber auf annähernd 8 Millionen geschätzt worden ist.

Um zu sehen, wie lang und dürftig diese Summe von 400 000 ℳ ist, vergleiche man sie mit den Ziffern der privaten Hülfeleistung, nämlich den weit mehr als 300 000 ℳ, die vom Zentralhülfskomité, dem Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien, vom Roten Kreuz und von der Deutschen Kolonialgesellschaft aufgebracht worden sind und schon die ersten schlimmen Nöte in Südwestafrika gelindert haben.

Was nun das Vieh anbelangt, so hat der Vertreter des Gouverneurs in einer am 3. März 1904 in Swakopmund abgehaltenen Beratungssitzung erklärt, daß für die Verwendung des den Hereros wieder abgenommenen Viehes vorläufig in erster Linie die Verpflegung der Truppe in Betracht komme, daneben sei jedoch der Befehl erlassen, daß, soweit der Bedarf der Truppe gedeckt sei, dasjenige Vieh, dessen Eigentümer an dem Brandmerkmale erkannt werden könne, diesem zurückzugeben sei. Ueber die Verwendung des erbeuteten Hereroviehes blieben weitere Anordnungen vorbehalten.

Das gute Vieh der Ansiedler wird also dezimiert sein. Einmal durch die Herero, die sich diesen guten Bissen gewiß haben wohlschmecken lassen, zum andern durch die Soldaten, denen es sicherlich zu gönnen ist, daß sie sich nicht von dem magern Vieh der Kaffern nähren. Soll aber Vieh, das den Hereros abgejagt ist, als Entschädigung gewährt werden, so kann das nur in dem Verhältnis geschehen, daß 3 oder gar 4 Herdt Hereroviehs einem Stück der Weißen gleich gesetzt werden.

Organisationsfragen.

Während nach der heute Morgen von uns wiedergegebenen Meldung der „Nat.-Ztg." das bisherige Verwaltungssystem in Südwestafrika beibehalten werden soll, behaupten sich in der Presse die Stimmen, die der Einführung einer wirklichen Civilverwaltung das Wort reden. So schreibt die „Köln. Ztg.":

Es ist zu wünschen, daß wir uns nun in einem Uebergangsstadium zu einer wirklichen Civilverwaltung befinden, der dem nach Beendigung der kriegerischen Ereignisse in Südwestafrika zu erwartenden neuen wirtschaftlichen Leben und Aufschwung mit weitschauendem Blick gerecht zu werden vermag. Solange die Verhältnisse in Deutschsüdwestafrika die Anwesenheit einer größeren Truppenmacht erfordern, mag neben dem Civilgouverneur ein höherer Offizier mit besonderen Machtbefugnissen erforderlich sein, an seine Stelle aber hätte nach Wiedereintritt geordneter Verhältnisse ein jüngerer, dem Gouverneur als Führer der Schutztruppe zur Verfügung stehender Stabsoffizier zu treten.

Einer sehr vernünftigen Auffassung, die in kolonialen Kreisen herrschen soll, gibt der „L.-A." Ausdruck, indem er schreibt:

Man hält, wenn die vollständige Trennung der militärischen von den reinen Verwaltungsgeschäften durchgeführt werden soll, für diese die Wahl eines Beamten für geboten, dem außer der Schulung im heimischen Verwaltungsdienst auch die für eine so selbständige Stellung ganz unerläßliche Kenntnis des gesamten Südafrika, vorzüglich der englischen Gebiete und ihrer Organisation zu eigen sein muß. Es werden auch zwei Persönlichkeiten genannt, die solchen Anforderungen entsprechen: der jetzige Dezernent für Südwestafrika in der Kolonial-Abteilung, Wirkl. Legationsrat Dr. Golinelli und der Generalkonsul v. Lindequist in Kapstadt. Beide Herren sind in Südwestafrika als Bezirksamtmann tätig gewesen, und Dr. Golinelli hat auch das Generalkonsulat in Kapstadt verwaltet. Die beiden Fragen, die für die Fortentwickelung Südwestafrikas hauptsächlich in Betracht kommen, sind die Wasserfrage und, von dieser abhängig, die Ansiedlungsfrage. Der Lösung dieser Aufgaben hätte der als Gouverneur fungierende Verwaltungsbeamte in erster Linie seine Kraft zu widmen. Es können aber auf diesen Gebieten lohnende Erfolge nur dann erzielt werden, wenn die Geldmittel, die der Gouverneur bei Aufstellung seines Etats hierfür verlangt, ohne Abstrich bewilligt werden. Hierfür dem Reichstage gegenüber einzutreten, wäre die Aufgabe der heimischen Zentral-Behörden.

Die Schuldfrage.

Wie ein Berliner Blatt mitteilen zu können behauptet, sind die zuständigen militärischen Behörden bereits jetzt mit der Untersuchung der Frage beschäftigt, ob etwa einzelne Angehörige der Schutztruppe oder des Gouvernements kurz vor Ausbruch des Aufstandes wie während der ersten Kriegstage Verschuldungen begangen haben, die auf den weiteren Gang der Dinge von Einfluß waren. Es ist nicht ausgeschlossen, daß in dem einen oder dem anderen Falle eine kriegsgerichtliche Verhandlung erforderlich sein wird.

*

Die „Nordd. Allg. Ztg." schreibt zu den durch Wolffs Bureau verbreiteten Berichten Leutweins:

Das Telegramm erweist erfreulicherweise das durch eine private Meldung verbreitete Gerücht, Major v. Estorff sei an Typhus erkrankt, als unbegründet. Da die Herero sich aus ihrer bisherigen Stellung bei Katjapia nordwestwärts gegen Otjismangombe ziehen sollen, das an dem von Okahandja nach dem Norden führenden Wege liegt, so kommt Major von Estorff zunächst in die Gegend von Okatumba, in dessen Nähe bei Okaumbo Gouverneur Leutwein am 13. April einen Angriff der Herero zurückgewiesen hat, ohne jedoch den Erfolg weiter verfolgen zu können. Falls die Herero tatsächlich bis Otjismangombe rücken, so kommen sie aus dem Gebiete besonders dichten Buschwaldes heraus, dessen nordwestliche Grenze etwa das Otumangato-Gebirge bildet. Von den bei Katjapia versammelten Kapitänen, die das Telegramm nennt, haben Kajata (Kajaota) und Mambo ihren Sitz am Weißen Nossob nahezu von Otjihaenena, wo jetzt die Ostabteilung steht.

Der russisch-japanische Krieg.

Die Kämpfe am Jalu.

Bei der Lektüre der umfangreichen Berichte über die Kämpfe am Jalu hat sich der Mangel einer möglichst vollständigen, aber doch übersichtlichen Karte wohl allgemein bei unsern Lesern fühlbar gemacht. Durch das Entgegenkommen der Wiener „Neuen Freien Presse" sind wir in die Lage versetzt, heute eine Karte des Geländes am Jalu zu bieten, auf der alle wichtigen, in den Berichten über die letzten Kämpfe genannten Plätze enthalten sind, und die auch bei der Orientierung über die in den nächsten Tagen zu erwartenden militärischen Operationen gute Dienste leisten wird.

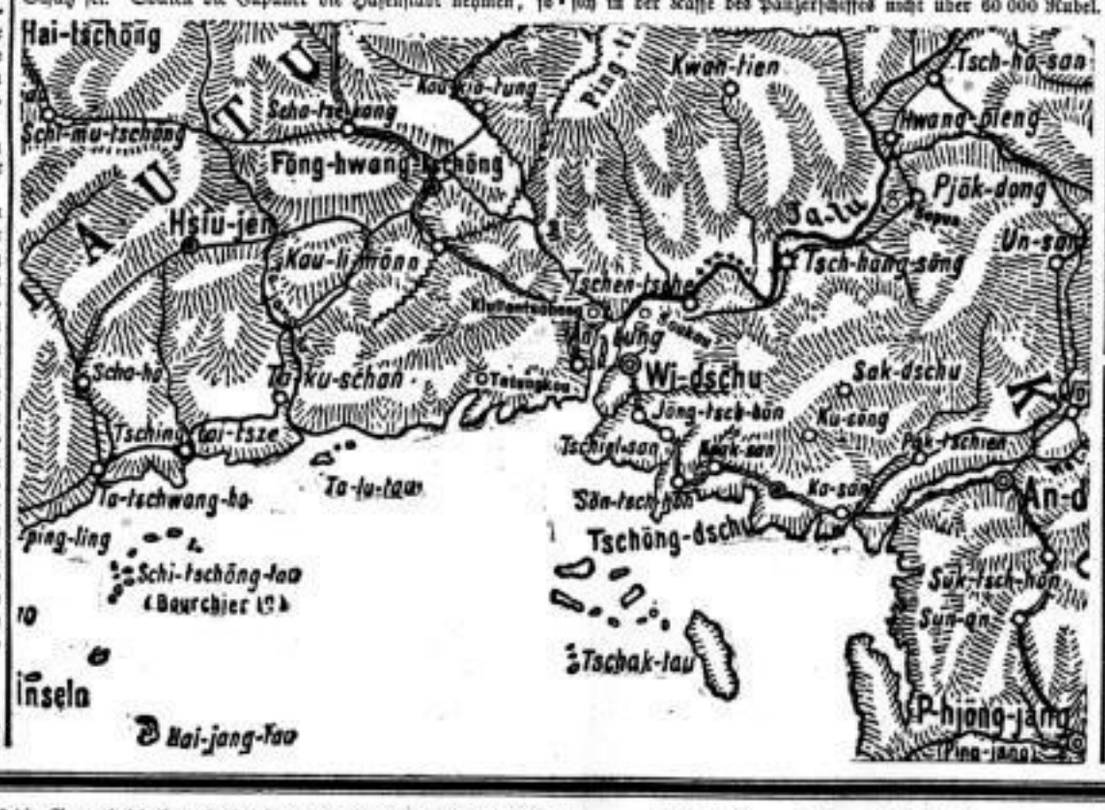
Der weitere Gang der Ereignisse

läßt sich natürlich noch nicht voraussehen. Nach einer über London eingehenden Meldung aus Niutschwang wurden am Donnerstag in der Nähe von Kintschau (nicht Kiautschau, wie es in Berliner Blättern heißt) japanische Kriegsschiffe mit 50 Transportschiffen gesehen, offenbar dieselben, die am Dienstag von chinesischen Dschunken auf der Höhe von Wei-hai-wei mit dem Kurs nach Nordwesten bemerkt worden sind. Eine Landung der Japaner in der Bucht von Kiatschau würde Port Arthur von der Landseite her abschneiden. Einstweilen ist in Niutschwang die Lage noch ruhig, jedoch erwartet man täglich eine Landung. In einer Beziehung wünscht man sie sogar, denn man befürchtet, die Russen seien im Begriff, von der Bahnlinie zwischen Niutschwang und Schanhaikwan Besitz zu ergreifen, wenn die Japaner nicht bald landen. Durch ein solches Vorgehen von seiten Rußlands werden aber Chinas Neutralitätsrechte verletzt, was zu Komplikationen führen müßte. Infolge davon herrscht in Niutschwang große Unruhe unter der englischen Bevölkerung, da angesichts der bevorstehenden Ereignisse englisches Eigentum, geschätzt auf eine halbe Million Pfund Sterling, ohne Schutz sei. Sollten die Japaner die Hafenstadt nehmen, so ist die Neutralität in Frage gestellt, und es ist ein englisches Kriegsschiff nötig, nicht wegen der Russen oder der Japaner, sondern wegen der Räuber und Piraten, die angeblich 6000 Mann stark in der Umgebung lauern, bis ein Interregnum eine Plünderung zuläßt. Der britische Konsul und der englische Gesandte in Peking machten in London auf die dringende Gefahr aufmerksam, aber Lord Lansdowne ist anderer Meinung. Er hat das Kanonenboot „Espiegle" abberufen.

Japanische Kriegsschiffe sind bereits auch vor Jingkau gesichtet worden, die offenbar rekognoszierten. Jingkau ist durch Minen geschützt, aber nicht vollständig. Eine Stelle, etwa 5 km westlich vom Hafen, ist ungeschützt, obgleich von ihr aus die russische Position gut beschossen werden kann. Von dort werden, wie angenommen wird, die Japaner nach ihrer Landung eine Division auf Kitschau, eine andere auf Schwantaitze vorschieben, um die Russen zwischen Haitschong und Liaujang abzuschneiden und dem ersten japanischen Armeekorps die Hand zu reichen, das jetzt auf Tengwangtschang marschiert. Diese Operation soll in vier Wochen ausgeführt werden. Was die russische Truppenverteilung betrifft, so stehen außer 16 000 Mann in Port Arthur und 6000 Mann in Dalny augenblicklich noch 120 000 südlich von Mukden. Davon befinden sich in Fengwangtscheng 12 000 Mann Infanterie unter General Lenewitsch, 8000 Kosaken unter Mischtschenko und sechs Batterien unter Kiatchenski. In der Nähe der Bahnkreuzung Baschiktian stehen 20 000 Mann, in Haitschong 5000 Mann und zwischen Mukden und Liaujang 70 000 Mann.

Weitere Nachrichten.

* **Petersburg**, 6. Mai. Wie die „Nowoje Wremja" von zuverlässiger Seite erfährt, ist die von dem „New York Herald" gebrachte Meldung, mit dem „Petropawlowsk" seien gegen 12 Millionen in barem Gelde untergegangen, ganz unbegründet. Nach Erkundigungen in Port Arthur befanden sich in der Kasse des Panzerschiffes nicht über 60 000 Rubel.



Politische Tagesschau.

* Leipzig, 6. Mai.

Zur Wahl in Frankfurt a. O.

Den Quertreibereien der „Deutschen Tages-Ztg." scheint es nun doch gelungen, dem von allen bürgerlichen Parteien aufgestellten Kandidaten Bassermann eine Sonderkandidatur im Gewande der Wirtschaftlichen Vereinigung und in der Person des Generalmajors v. Jagwitz gegenüberzustellen. Die Antisemiten strikteste Observanz haben, da sie das Vergebliche ihrer Bemühungen einsahen, von einer eigenen Kandidatur abgesehen. Scheinheilig bemerkt die „Deutsche Tageszeitung", die Kandidatur v. Jagwitz werde den Erfolg haben, daß die Sozialdemokraten nicht gleich im ersten Wahlgang als Sieger aus der Wahlurne hervorgingen! Die „Deutsche Tageszeitung" sucht also, da sie wohl fühlt, daß ihr Kandidat der Wirtschaftlichen Vereinigung keine Aussicht auf Erfolg haben kann, nach allen Kräften für den gemeinsamen Kandidaten der bürgerlichen Parteien „flau" zu machen, und aus ihren Zeilen ist deutlich der Wunsch zu lesen: lieber den Sozialdemokraten, als den nationalliberalen Bassermann! — Wenn die „Deutsche Tagesztg." mit ihren Quertreibereien nicht dazwischen gekommen wäre, so würde aller Voraussicht nach der gemeinsame Kandidat der bürgerlichen Parteien, Bassermann, schon im ersten Wahlgang gewählt werden, was wir auch jetzt trotz alledem hoffen. Falls es aber diesmal zu einer ganz unnötigen Stichwahl kommt, kann sich der Wahlkreis Frankfurt a. O. dafür bei der „Deutschen Tagesztg." bedanken. Die Kandidatur des Generalmajors v. Jagwitz stellt sich nach den Ausführungen der „Deutschen Tageszeitung" als eine bündlerische Kandidatur dar, durch welche aber die Antisemiten bestimmt werden sollen, Mann für Mann für sie einzutreten; denn im Falle seiner Wahl, schreibt die „Deutsche Tagesztg.", gedenkt Herr v. Jagwitz der Wirtschaftlichen Vereinigung beizutreten. Der traurige Ruhm aber, die bereits erzielte Einigkeit der bürgerlichen Parteien zur Bekämpfung der Sozialdemokratie wiederum aus Interessenpolitik zu unterminieren, bleibt hier wie schon so oft der Bundesleitung vorbehalten, ihr, die sich als alleinige Retterin der bürgerlichen Gesellschaft und des Thrones anpreist und doch stets den extremsten Elementen in die Hände arbeitet!

Gut Wetter für Bischof Benzler

bemüht sich wegen der bevorstehenden Anwesenheit des Kaisers in Metz eine Korrespondenz zu machen, die aus der lothringischen Bischofsstadt süddeutschen Zentrumsorganen zugeht. Es wird darin berichtet, daß der Straßburger Bischof Dr. Fritzen zum Besuche des Bischofs Benzler in Metz eingetroffen sei und bei dieser Gelegenheit auf dem Metzer Bezirkspräsidium die Famecker Kirchhofsfrage erörtert habe.

„In Straßburg", so heißt es weiter, „scheint man nachgerade zur Einsicht gekommen zu sein, daß die Herren von der Regierung, insbesondere der Herr Unterstaatssekretär Dr. Petri, doch etwas zu weit gegangen sind in ihren Anpöbeleien auf den Metzer Bischof; wir wissen aus guter Quelle, daß man in Berlin wesentlich anders über die Frage denkt als in Straßburg."

Einstweilen ist es erlaubt, hinter die vorstehende Angabe ein Fragezeichen zu setzen und sie überwiegend als Stimmungsmache anzusehen. Staatssekretär v. Köller hat im Reichstage allerdings keinen Husarenritt gegen den Bischof von Metz unternommen, sondern sich im ganzen über den Famecker Fall so ausgedrückt, daß die Absicht, dem Bischof Benzler eine Brücke zum Rückzuge zu bauen, erkannt werden konnte. Indessen sah die Haltung des Staatssekretärs v. Köller doch nicht so aus, als ob der Farmecker Fall, wie die gedachte Metzer Zentrumskorrespondenz glauben machen will, mit einem Siege des herausfordernden Bischofs von Metz enden solle. Dächte man „in Berlin" in der Tat „wesentlich" anders über den Famecker Fall als in Straßburg, so darf man betreffs der Folgen einer solchen Denkungsart nicht im Zweifel sein. Unzweideutige Fingerzeige in dieser Beziehung hat die „Kreuzzeitung" gegeben, indem sie am 30. April d. J. den Fall Famecker an leitender Stelle behandelte. Die „Kreuzzeitung" ist vor dem Verdachte kulturkämpferischer Leidenschaftlichkeit sicher; darum fällt es doppelt schwer in die Wagschale, wenn sie den Famecker Fall genau so wie die „Kulturkämpfer" beurteilt. Die „Kreuzzeitung" „erwartet" nämlich von der Regierung, „daß sie dem Metzer Friedensbruche entschieden entgegentreten wird". — Aus dieser Stellungnahme kann man „in Berlin" hinlänglich klar sehen, welche Stimmung ein schwächliches Verhalten gegenüber dem Metzer Friedensbrecher im ganzen protestantischen Deutschland hervorrufen muß.

Mr. Chamberlain.

Vielfach hat man das Abflauen der Schutzzollbewegung in England mit einem angeblich ungünstigen Gesundheitszustand Mr. Chamberlains in Verbindung gebracht. Nach den neuesten Informationen englischer Blätter, denen auch die früheren Mitteilungen von dem vortrefflichen Befinden des früheren Kolonialsekretärs unmittelbar nach seiner Heimkehr entsprechen, sind derartige Gerüchte gegenstandslos; vielmehr heißt es, daß der Vater der Tarifreform-Aktion, wie er auch selbst wiederholt ausgesprochen hat, sich des besten Wohlseins erfreue und gegenwärtig Vorbereitungen treffe für eine Anzahl von Agitationsreden, die er in den nächsten Monaten in öffentlichen Versammlungen zu halten gedenkt. Die erste diesjährige Veranstaltung dieser Art dürfte in Birmingham stattfinden, wo Herr Chamberlain einer Einladung der Liberal Unionist Associations von Birmingham und Umgegend zu entsprechen beabsichtigt. Die Versammlung war ursprüng-

Feuilleton.

Franz v. Lenbach †.

So ist sie denn eingetroffen, die erschütternde Nachricht von dem Ableben Franz von Lenbachs. Sie bringt uns nichts Ueberraschendes. Der langsame Kräfteverfall, den das krebsartige Leiden des Künstlers bedingte, ließ ja stündlich das Schlimmste befürchten. Er hat mächtig aufgeräumt, der Tod, unter den Großen und unter den Kleinen der Menschheit. Die Kriege der letzten Jahre haben ihm reichlich Arbeit gegeben. Vor Monatsfrist erst ist der russische Maler Wereschtschagin sein Opfer geworden und nun hat er gleichsam mit einem Schlage zwei Ritter des Geistes Maurus Jokai und Franz von Lenbach getroffen. In der vergangenen Nacht ist es dem Stärksten aller Starken, dem unüberwundenen Ueberwinder gelungen, den seit Dürer und Holbein größten Bildnismaler niederzustrecken, um vier Uhr heute früh ist der Künstler im achtundsechzigsten Lebensjahre in die bessere Welt der ewigen Ruhe eingegangen. Wir, die wir ihn verloren haben, sind zu beklagen. Er hat ja die schwerste Arbeit des Lebens, das Leben selbst getan, und vor allem, er hat die großen Schmerzen seiner tückischen Krankheit überwunden.

Am 13. Dezember 1836 ist Lenbach als Sohn eines armen Maurers in dem Städtchen Schrobenhausen an der Strecke zwischen Ingolstadt und Augsburg geboren. Die Sorgen um das Leben sind von Jugend an seine Begleiter gewesen und mögen dazu beigetragen haben, die Energie des intelligenten Knaben von Anfang an zu stählen. Eine richtige Schulbildung hat er überhaupt nicht genossen, ein echtes Genie rang er sich mit den dürftigsten geistigen Mitteln durch, bis dann die große Synthese aus Leben und Kunst dem reifen Manne schließlich alles ersetzte, was an Schulweisheit dem Knaben vorenthalten geblieben war. Früh schon war er auf Erwerb angewiesen. Und in Landshut, wohin ihn der Vater auf die Gewerbeschule gesendet hatte, verdiente er sich mit der Anfertigung von Bauplänen und praktischen Zeichnungen anderer Art durchschnittlich einen Gulden pro Tag. Im Jahre 1852 war mit dem Tode seines Vaters auch der Widerspruch gegen seine persönlichen beruflichen Neigungen gefallen. Mit der Absicht, Maler zu werden, bezog er die polytechnische Schule in Augsburg, wo er jedoch keineswegs erfreuliche Erfahrungen machte. Erst seit 1857, in München, wo Piloty, der damals bedeutendste Kolorist, lehrte, ging es mit seiner Ausbildung so rüstig vorwärts und die Eindrücke, die der junge Künstler nach Seiten des Phänomens der Farbe hier erhielt, haben ihn ja auch für sein ganzes Leben befruchtet, oder aber doch die Unterlage gebildet, auf der die italienischen und spanischen Erfahrungen des später regierenden Künstlers den vortrefflich vorbereiteten Boden fanden. Seine kurze Tätigkeit an der Kunstschule in Weimar kommt für den Künstler Lenbach eigentlich kaum in Betracht. Er war 1860, nach seiner ersten italienischen Reise, die er in Gemeinschaft mit seinem Lehrmeister Piloty unternommen hatte, dorthin berufen worden. Nach seiner Rückkehr nach München wurde der bekannte Mäcen und Dichter Graf Schack auf ihn aufmerksam und sendete ihn nach Italien und Spanien, wo er Werke der großen Meister der Renaissance kopieren sollte. Giorgione, Tizian, Rubens, Rembrandt, van Dyck und Velasquez lernte er von Grund aus kennen, und aus der Kunst dieser Künstler entwickelte sich der individuelle Stil Lenbachs. Aber nicht Historienmaler ist er geworden. Dies Kopieren der größten Maler mochte sein Verlangen nach formaler Schönheit gesättigt haben, und er wendete sich der Darstellung des Menschen zu, des inneren Menschen, ohne Form und Kolorit zu vernachlässigen, er ist der bedeutendste Porträtmaler, den die deutsche Kunst seit unseren großen deutschen Renaissancekünstlern kennt. Sein Schaffen, sein Stil bedeutet die Synthese aus der Kunst der Renaissance und aus dem Leben der Zeit und Zeitgenossen des Künstlers.

Daraus geht schon hervor, daß er kein moderner Künstler ist im Sinne eines Uhde oder Liebermann. In Bezug auf die Wiedergabe des psychologischen Gehaltes unserer Zeit, soweit er sich in den Menschen eben dieser Zeit niedergeschlagen hat, ist er allen voraus, in rein malerischer Hinsicht aber steht er, das unübertreffliche zeichnerische Element seiner Kunst ausgenommen, hinter den modernen Künstlern zurück. Er hat nie die großen Künstlerschmerzen mitgelebt, die in den letzten zwei Jahrzehnten etwa, von so vielen um die Probleme von Licht und Farbe durchgekostet wurden, er hat keinen von den Kämpfen mitgekämpft, die um künstlerische Ehre und Existenzberechtigung auszufechten waren. Er war in seinem eigenen Stil zu sehr gefestigt, als daß er sich für irgend eine Neuerung hätte interessieren können. Und doch, wenn wir auf Lenbachs Entwicklung zurücksehen, wie nahe war er einmal dabei, einer der allerkonsequentesten, vielleicht sogar ein Führer der Modernen zu werden. Als er mit Piloty nach Rom gekommen war, da ging ihm mit dem Leben in der Campagna auch künstlerisch ein neuer Horizont auf. Was er in früheren Jahren an altmeisterlicher Kunstübung erlernt hatte, das schien ihm nicht mehr haltbar. Nur die Kraft der Farbe konnte ihm imponieren. Im übrigen war er von aller Idealisierung ganz abgekommen. Sogar das Porträtieren, das ihn von Jugend an bewegt hatte, konnte ihm keine Befriedigung mehr geben. Die Natur, die Landschaft, vor allem die wahrheitsgetreue Wiedergabe der Natur erschien ihm als das Bedeutsamste in der Kunst und er malte den bekannten „Hirtenknaben", in seinen zerschlissenen Fetzen, die seine Blößen deckten, und mit den Krusten des Campagnaschlammes, der ihm an den nackten Füßen und Waden hing. Das Bild entfesselte einen Sturm der Entrüstung der Münchener Akademiker. Aber er kam von dem Genrestück bald wieder ab, und wendete sich, auch durch äußere Erfolge wieder dem Porträt zu. Hier hat er sein Größtes und Bestes geleistet, hier hat er sich die Unsterblichkeit mit einer Bravour errungen, wie vielleicht niemand mehr vor oder nach ihm. Für die großen Männer seiner Zeit hat er eine ganz besondere Begabung. Kein Porträtmaler wußte so wie er die markantesten Züge in dem Darzustellenden hervorzukehren, ihn ganz als vergeistigten Beruf und schließlich doch wieder als Mensch, ja vor allem als Mensch darzustellen. Den markantesten Beweis dafür liefert das Porträt Kaiser Wilhelms I. in unserem hiesigen Museum, das beste Wilhelm-Porträt Lenbachs, das beste Bild, das von dem Heldenkaiser überhaupt existiert. Ganz als Fürst ist er aufgefaßt, ganz Größe und Güte, aber nicht als Sieger von Sedan, sondern als Friedensfürst, und hier finden wir eben den Punkt, wo dem Künstler die Vermenschlichung des Fürsten so vortrefflich gelungen ist. Die Bismarck-, Moltke- und König Albert-Porträts zeigen nicht minder die jeweils charakteristischen Züge der Dargestellten, wenn die Porträts auch nicht mehr an die außergewöhnliche Höhe des Wilhelm-Bildes heranreichen. Von den Künstler- und Gelehrtenporträts sind es vor allem die Darstellungen des greisen Döllinger, Richard Wagners, Franz von Liszts, die Bildnisse von Helmholtz, Vegas Busch, Oberländer, Seidl u. a., die als besonders bezeichnend für die Art Lenbachs anzusehen sind. An dem Antlitz des Mannes erkennt man die Zeit, in der er lebt. Auf das Gesicht, besonders auf das Auge, hat Lenbach stets den Hauptwert gelegt, er ist auf diese Weise der ideale Geschichtsschreiber der Psychologie unseres Zeitalters geworden. Bei den Frauenporträts betont er gern das spezifisch Weibliche am Weibe, die Farbe, die Weichheit des Fleisches, die Weichheit des Haares, einen eigenen schönen Blick usw. Auch dem Frauenporträt gibt er vom Auge aus Leben; Mund, Lippen, Nase, Stirn in ihren individuellen Bildungen und Konstellationen vervollständigen das Gemälde. Sein Kolorit hat den warmen Ton der Renaissancemeister, Tizian, Rubens, Rembrandt in einer gewissen Epoche ähnelt er darin am meisten. Er war, trotzdem er die Fähigkeiten besessen hätte, kein Neuerer, er ist der große geniale Künstler, der alles, was frühere Jahrhunderte geleistet, mit einem gewaltigen Griff noch einmal zusammengefaßt, und dieser Synthese das Gepräge seines im modernen Leben wurzelnden Geistes aufgedrückt hat.

Dr. Ludwig Weber.